



Arthur Schnitzler

Später Ruhm

Herausgegeben und mit einem Nachwort von Wilhelm Memecker und David Österle

Zsolnay 2014 • 156 Seiten • 17,90 • 978-3-552-05693-0

★★★★★

Mit Sicherheit ist diese literarische Ausgrabung eine – zumindest kleine – Sensation. Nicht umsonst hat Sigmund Freud Schnitzler seinen „geistigen Bruder“ genannt: das Dutzend fein ausgearbeiteter, psychologisch subtil angelegter Personen um den ergrauten Eduard Saxberger hat ihre je eigene psychologische Färbung. Nach seinem ersten erfolgreichen Buch hat dieser Saxberger sicherheitshalber die Laufbahn des k.u.k.-Beamten eingeschlagen und ist dabei auch sein Leben lang geblieben. Später Ruhm widerfährt ihm dann. Ein junger Wiener Literat sucht ihn auf und gibt sich als Leser jenes schmalen Bandes zu erkennen, mit dem Saxberger einst für Furore sorgte; der Verehrer lädt ihn in einen Schriftstellerverein zu Kollegen ein, denen er als Vorbild gilt. Zuerst beschämt, an das verlorene Vergangene erinnert zu werden, dann fasziniert von den Debatten um die wahre Kunst, schließt sich Saxberger den Literaten an. Aber Neues zu schreiben, das bemerkt er bald, schafft er nicht mehr.

„Viel Beifall, unbedeutender Abend“ resümiert Schnitzler seinen eigenen Vortrag vor dem Verein für moderne Literatur „Wiener Freie Bühne“ gegen Ende 1891. Damit wären wohl auch die Vorträge der „Begeisterten“ trefflich charakterisiert, die Herrn Saxberger zu einer Lesung aus seinem eigenen Sensationserfolg eingeladen hat. Erst spät erkennt er, dass keiner aus dem ganzen lobhudehenden Kreis dieses oder ein anderes seiner Bücher wirklich gelesen hat.

Ein Jahr nach dem Erfolg von „Anatol“ und ein Jahr vor dem Durchbruch mit „Liebeleie“ werden in diesem jetzt erstmals veröffentlichten frühen Porträt der literarischen Boheme die Ängste und Zweifel des 32jährigen Arthur Schnitzler sichtbar. Schnitzler ist der sarkastische Analytiker unserer Selbsttäuschungen. Seine Novelle erzählt von der tiefen Sehnsucht danach, schöpferisch zu sein und von der noch tieferen Enttäuschung darüber, es nicht zu sein zu können, denn wer wäre nicht lieber ein herausragender Dichter als ein mittelmäßiger Philister?

Arthur Schnitzler, geboren 1862 und gestorben 1931 in Wien, zählt sowohl als Erzähler („Die Schwestern oder Casanova in Spa“, „Lieutenant Gustl“) als auch als Dramatiker („Anatol“, „Reigen“) zu den bedeutendsten deutschsprachigen Schriftstellern. Sein Werk wurde in alle Sprachen der Welt übersetzt und auf allen Bühnen gespielt. Mit zahlreichen Aphorismen zeigt der Dichter, dass er auch zu Selbstreflexion und Selbstkritik in der Lage ist. Beispielsweise,



wenn er schreibt: „Als Künstlernaturen bezeichnen wir im allgemeinen die Summe von Eigenschaften, die den Künstler im Produzierenden behindert.“ Oder: „Aus dem Werke manches Dichters spüren wir wohl heraus, dass er irgendwo ein Genie ist, nur leider gerade nicht in seiner Dichtung.“ Solche Worte bestätigen, was der Österreicher Robert Musil über ihn geschrieben hat: „Arthur Schnitzler ist ein ins Leben verliebter Zweifler.“

„Intensiv sein ist alles“, notierte Schnitzler einmal in einem seiner Briefe. Der Satz kann fast als Motto seines Lebens gelten, das sicher nicht glücklich gewesen ist, aber konsequent gelebt und sicher nicht trostlos war. Wer mehr über den Dichter wissen möchte, lese Giuseppe Fareses Biografie „Arthur Schnitzler – Ein Leben in Wien“, erschienen 1999 im Münchner C. H. Beck Verlag. Dass die wiedergefundene Novelle ausgerechnet **Später Ruhm** heißt, klingt – so „Spiegel online“ – wie eine übermütige Pointe, die an einen Marketinggag denken lässt; und dass sie obendrein von der hymnisch gefeierten Wiederentdeckung eines vergessenen Jugendwerks eines gewissen Eduard Saxbergers erzählt, lässt den Text beinahe wie eine vorweggenommene Fortschreibung der Meldung von seiner eigenen Entdeckung erscheinen. Hinter der anrührend betulich erzählten Geschichte des Biedermanns lässt er bereits die Fähigkeit Schnitzlers zur psychologischen Demaskierung erkennen.

Eine Schlüsselerzählung ist sie darum nicht, auch wenn das ganze „Junge Wien“ erkennbar darin auftaucht: Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal, Stefan Zweig, Peter Altenberg, Felix Salten (der also nicht nur „Bambi“ geschrieben hat!). Die Bezeichnung „Junges Wien“ beanspruchen auch die hoffnungslos unbegabten Junggenie-Darsteller der Novelle für sich. Und dass einige unvorteilhafte Eigenschaften von Schnitzlers Freunden sich in der Figurenzeichnung wiederfinden dürften, weisen die Herausgeber in ihrem Nachwort nach. In der verkrachten Schnorrerexistenz Linsmann hätte sich Peter Altenberg wiedererkennen können. Die exaltierten Allüren der verwegen verwitterten Schauspielerin gleichen Schnitzlers Geliebter Adele Sandrock (die wir nur noch als hässlichen Bass kennen, nicht aber mehr ihrem faszinierenden Sopran). Das schlichte Gemüt des unglücklich für die Poesie entflammten Oberschülers soll wohl Hugo von Hofmannsthal karikieren.

Wenn Saxberger nicht gemütlich spazieren geht, dann sitzt er. Morgens im Büro, nachmittags im Kaffeehaus. Er ist halt ein freundlicher, älterer Herr, den nichts zur Eile treibt und kaum etwas aus dem Gleichgewicht bringt. Man könnte den Eindruck gewinnen, er ruhe in sich, aber dieser Eindruck täuscht wohl, wie sich alles in dieser Novelle als Täuschung erweist. Sie ist ihm völlig fremd, wie er sich selbst fremd ist. Wo bürgerliche Ruhe sein sollte, da ist Erstarrung in der Konvention, und dahinter ist Leere. Das ist weit mehr als der tragikomische Schreckensmoment eines alten Narren, der erkennt, kein Dichter zu sein.